



In «Der Lärm des Lebens» erzählt Jörg Hartmann auf hinreißende Weise seine Geschichte und die seiner Eltern und Großeltern. Es ist eine Liebeserklärung an die Kraft der Familie – und an den Ruhrpott. Ob es um die Situation seiner gehörlosen Großeltern im Nationalsozialismus geht, die Lebensklugheit seiner Mutter, die für kurze Zeit eine Pommestube betrieb, die Demenzerkrankung seines Vaters, der Dreher und leidenschaftlicher Handballer war, die vielen skurrilen Erlebnisse in der Großfamilie oder um Schlüsselbegegnungen, die er als Schauspieler hatte – immer hält Hartmann die Balance zwischen Tragik und Komik.

Er hat dabei einen kraftvollen Erzählton – persönlich, berührend, humorvoll. Und fragt: Warum kehren wir immer wieder zu unseren Wurzeln zurück? Es geht Hartmann darum, den Kreislauf des Lebens zu fassen: Eltern und Kinder, Anfang und Ende, Aufbruch und Ankunft, Werden und Vergehen – eben alles, was zum geliebten Lärm des Lebens gehört. Ein weises, geschichtenpralles Buch über Herkunft und Heimat – und den Wunsch, sich davon zu lösen und in die Welt zu ziehen. Eine *Éducation sentimentale* und, wie nebenbei, eine Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik.

JÖRG HARTMANN gehört zu den bedeutendsten deutschen Charakterdarstellern. 1969 geboren, wuchs er in Herdecke, im Ruhrpott, auf. Nach seiner Schauspielausbildung und verschiedenen Theaterengagements wurde er 1999 Ensemblemitglied der Berliner Schaubühne. Fernsehproduktionen wie «Weissensee» oder der Dortmund-Tatort, in dem er Kommissar Faber spielt, machten ihn einem breiten Publikum bekannt; im Kino war er etwa in «Wilde Maus» oder zuletzt in «Sonne und Beton» zu sehen. Jörg Hartmann wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Deutschen Fernsehpreis, der Goldenen Kamera und dem Grimme-Preis. Für den Tatort «Du bleibst hier» (2023) schrieb er das Drehbuch. Er hat drei Kinder und lebt mit seiner Familie in Potsdam.

Jörg Hartmann

DER LÄRM DES LEBENS

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
des Rowohlt Berlin Verlags, Berlin
Copyright © 2024 by Rowohlt Berlin Verlag GmbH, Berlin
Einbandgestaltung:
Moni Port, Frankfurt am Main
Einbandmaterial von Winter & Company GmbH, Eimeldingen
Vorsatzpapier von Peyer Graphic GmbH, Leonberg
Satz aus der Zenon bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany 2024
ISBN 978-3-7632-7565-6

Für meine Eltern

Für meine Kinder

EINS

AM LEHNINER PLATZ

Im Westen Berlins, dem Grunewald so nah und doch im Gewimmel der Stadt, gibt es einen Bau, der jünger aussieht, als er ist. Wie ein Schiff liegt er da, mit kühnem, rundem Schwung zur Straße hin. Dieses Schiff war ursprünglich mal ein Kino, es wurde im Krieg beschädigt, verfiel, und was weiß ich, was noch alles mit ihm passierte, bis es letztendlich wachgeküsst wurde von einigen eifrigen Theaterleuten. Und seitdem ankert es hier im Hafen des Lehniner Platzes am berühmten Kurfürstendamm, hat gute, mitunter sogar herausragende – ach, was rede ich, *legendäre!* –, aber auch schwierige Zeiten erlebt und nennt sich bis heute: Schaubühne.

Neben diesem Theater gab es mal ein Restaurant, einen Italiener mit Namen *Ciao*. Und da die Theaterleute das *Ciao* zu ihrer Kantine, nein, zu ihrem Wohnzimmer auserkoren hatten – sie also, traf man sie nicht im Theater an, mit Sicherheit dort zu finden waren –, hieß die Schaubühne bei vielen bald nur noch *Ciao*-Bühne.

Das wussten wir damals noch nicht.

Aber wir wussten, die Chancen standen nicht schlecht, die Chefin der *Ciao*-Bühne im *Ciao* anzutreffen.

Und so war es auch.

Wir standen vor den großen Scheiben des Italieners, lugten hinein, und es gab keinen Zweifel, das musste sie sein: Andrea Breth. Die berühmte Intendantin und Regisseurin des Hauses. Sie saß da mit einer älteren Dame und einem älteren Herrn.

Konnten wir jetzt einfach so rein? Einfach so stören?

Aber wir *wollten* stören, wir *mussten* es, mussten es unbedingt, denn schließlich war es unser letzter Abend in Berlin. Seit vier Tagen waren wir in der großen Stadt, hatten Volksbühne, Maxim Gorki und das Deutsche Theater abgegrast und versucht, dort die richtigen Leute zu finden – leider erfolglos –, doch das Haus am Lehniner Platz blieb für uns das verlockendste Objekt der Begierde. Jeden Abend waren wir um die Schaubühne und das *Ciao* herumscharwenzelt, in der Hoffnung, die Breth zu sehen, sie anquatschen zu können: «Frau Breth, wir sind zwei Schauspielschüler aus Stuttgart und wollen an die Schaubühne! Nehmen Sie uns! Sie werden es nicht bereuen! Wir sind die Besten!» So oder so ähnlich.

Wir hatten das Haus umschlichen und zugleich gehofft, niemanden anzutreffen. *War leider keiner da. An die Breth kein Rankommen. Dumm gelaufen.* So hätten wir es den Kommilitonen in Stuttgart verklickern können. Lieber das als eine Abfuhr. Als das Eingeständnis und die Schmach, dass es nicht gereicht hatte für die Schaubühne. Jeden Abend also auch die Erleichterung darüber, unverrichteter Dinge wieder von dannen zu ziehen und sich ohne das flaue Gefühl einer bevorstehenden Prüfung in die aufregende Mil-

lionenstadt stürzen zu dürfen, die ja vor allem deshalb so aufregend war, weil fast auf den Tag genau vier Jahre zuvor diese beschissene Mauer gefallen war.

Und jedes Mal die Gewissheit, am darauffolgenden Abend wieder hierherzukommen an den Lehniner Platz. Nicht hinzugehen, war undenkbar, das hätte man uns im fernen Stuttgart als Feigheit ausgelegt – und wir uns auch. Wir *wollten* an dieses große Haus, gleich an die Spitze, ganz nach oben, etwas anderes war nicht drin.

Heute Abend also unsere letzte Chance.

Andrea war da.

Es gab kein Zurück.

Noch einmal tief Luft holen und dann ab ins *Ciao*. Ich voran, Hüseyin hinter mir her, oder umgekehrt, weiß ich nicht mehr, wir also rein, durch den ganzen edlen Laden – unter zehn Mark gibt's hier bestimmt kein Glas Wein, dachte ich – und zack, bis zu Andrea.

Und dann standen wir da. Direkt vor ihr.

Andrea blickte auf. Sie war ja nicht unsensibel, die Theaterlegende, merkte also, da ist was im Busch, da wollen zwei Dahergelaufene was von ihr. Sie starrte uns an. Durchbohrender Blick.

«Entschuldigen Sie bitte», sagte ich. «Tut uns leid, dass wir Sie stören, aber ... sind Sie Frau Breth?»

Was für eine bescheuerte Frage, ich wusste doch, dass sie es war!

Sie musterte uns.

Meine Hände waren feucht.

«Jaaa», sagte sie gedehnt. «Und wer seid ihr?»

«Wir sind zwei Schauspielschüler aus Stuttgart, und wir wollten Sie fragen, ob wir Ihnen vorsprechen können.»

Andrea machte:

«Hm ...»

Wie aus dem Kellerloch.

Dann eine Pause.

Die weißhaarigen Unbekannten neben ihr betrachteten uns mit wohlwollendem Schweigen.

«Wie lange seid ihr denn noch hier?»

Ich wusste, das konnte jetzt schwierig werden – und zögerte. Hüseyin sprang für mich ein:

«Na ja», sagte er, «wir müssen morgen früh wieder zurück. Um sechs startet unsere Mitfahrgelegenheit.»

«Ihr seid ja witzig.»

Stille.

Horváthsche Totenstille.

Sie tastete uns ab mit ihrem Blick. Von oben bis unten.

«Jetzt passt mal auf», sagte Andrea ruhig und bestimmt. «Ich sitze hier mit meinen *Eltern*.»

Wie blöd kann man sein, dachte ich, wir Dorftrottel plätzen direkt ins Brethsche Wohnzimmer.

«Die sehe ich *sehr selten*.»

Ich ahnte, was kommen würde: *Also verpisst euch!*

«Die gehen gleich in die Vorstellung. Seid um halb acht an der Pforte!»

Ich vergaß kurz zu atmen. Dann fiel es mir wieder ein.

«Danke! Vielen Dank!», stammelten wir und lächelten brav – auch in Richtung Mama und Papa, konnte ja nicht schaden.

Dann zogen wir ab und landeten draußen am Kudamm, panisch-hysterisch gackernd, immer wieder Luftsprünge machend: «Ach du Scheiße! ... Scheißeee!»

Zwanzig Minuten darauf, einiges vor der verabredeten Zeit, schlichen wir wieder über den Lehniner Platz. Bloß nicht zu spät kommen, war die Devise. Aber auch nicht zu früh, das würde so wirken, als hätten wir es nötig. Eine Punktlandung, das war das Ziel, wäre Ausdruck höchster Souveränität. Bis zur Punktlandung hatten wir noch einen Moment, also blickten wir mehrfach hinein in den Ort unserer Sehnsucht. Hinter den großen Scheiben im Halbrund des Hauses die Besucher, die ins langgezogene Foyer strömten, dann rechts in den Theatersaal. Draußen folgten wir der Bewegung der Masse, der elegante Bug des Theaterbaus jetzt hinter uns.

Waren ihre Eltern irgendwo zu sehen? Es wäre sicher hilfreich, ihnen noch mal zuzuwinken, dachte ich. Ihnen zuwinken und zulächeln als vorbeugende Maßnahme. Sollten wir bei der Tochter keine Glanzleistung abliefern, würden die beiden zweifellos ein gutes Wort für uns einlegen. Doch zu spät. Keine Eltern in Sicht.

Die letzten Zuschauer betraten den Theatersaal. Dann ein paar Nachzügler im Foyer, aufkommende Hektik, beruhigende Worte der Einlassdame, *hat noch nicht angefangen*, dann, schwupp, hinein und die Türen zu. Das Personal setzte sich auf die Bänke im langgestreckten Vorraum, bereit, die folgenden Stunden mit geflüstertem Geplauder zu füllen oder mit der noch ungelesenen Tageszeitung.

Gleich halb acht. Zeit, an die Pforte zu gehen!

Wir wollten gerade los, da bewegte sich etwas hinter der Scheibe. Im Foyer rechts öffnete sich eine Tür, und eine Frau trat heraus. Kam auf uns zu. Hielt uns gefangen mit ihrem Blick.

Die sieht ja aus wie die Breth, war mein erster Gedanke.

Mein zweiter war: Es ist die Breth.

Sie öffnete die Glastür und grinste uns an.

«Na, wollt ihr rein? Oder habt ihr's euch anders überlegt?»

Hüseyin schoss ein Lachen in die Luft:

«Jaja, klar, wollen wir! Unbedingt! Lustig, dass wir Sie hier treffen!»

«Wo sonst? An der Volksbühne?»

Diesmal lachten wir beide.

Die Breth blieb ernst.

«Na los!»

Die Meisterin ließ uns hinein, und wir betraten mit ihr die heilige Halle. Die Einlassdamen und -herren blickten auf. *Wen schleppt die Chefin denn da an?*

«Wir haben mal geguckt, ob wir Ihre Eltern noch sehen. Haben wir aber nicht.»

Die Breth marschierte das lange Foyer nach hinten, wir hinterher.

«Und wenn ihr sie gesehen hättet, was dann?»

Gute Frage.

«Ähm ... Gar nix.»

«Wir hamm nur geguckt.»

Am Ende des Foyers folgten wir ihr rechts durch eine Tür, nach wenigen Metern ab nach links, und schon standen wir vorm Pförtner.

«Haben Sie mal den Schlüssel für die Achilles-Straße?», fragte sie in die enge Pförtnerstube, die ein dicker Glatzkopf fast komplett ausfüllte. «Die beiden Herren hier meinen, sie müssten mir unbedingt vorsprechen.»

Das saß.

Während der Pförtner behäbig ans Schlüsselbrett griff,

sagte ich mir, das ist nur ein Trick: Andrea will prüfen, wie standhaft wir sind, ob schon eine Bemerkung wie diese uns umpustet, unsere Untauglichkeit für die ersehnte Bühne beweist. Sah ich nicht sogar ein leicht verschmitztes Lächeln in ihren Augen? Ein Aufleuchten? Eine geradezu mädchenhafte Leichtigkeit? Wir waren auf alles gefasst gewesen, aber darauf nicht. Schließlich hatte man viel über die große Breth erzählt, über ihre Unberechenbarkeit, ihre Launen, ihre urplötzlichen Stimmungswechsel, ihre absolute Gnadenlosigkeit, aber auch über ihr Charisma und ihre faszinierend-einschüchternde Intelligenz.

Die Breth nahm den Schlüssel entgegen und marschierte los. Richtung Albrecht-Achilles-Straße. Und wir hinterher.

Eine stattliche Erscheinung, dachte ich. Stiernacken. Zigarette im Mundwinkel. So groß wie wir, nur etwas breiter, sodass wir Schwierigkeiten hatten, uns zu sehen, Hüseyin jetzt links und ich rechts von ihr.

«Aber wenn ihr schlecht seid», sagte sie, «seid ihr nach fünf Minuten wieder draußen.»

Jetzt konnte ich einen Blick von Hüseyin erhaschen, der seinen Hals extra langmachte. Der Schalk im Blaugrau seiner Augen noch größer als sonst, die dunkelblonde Lockenmähne wie unter Strom, auf seinen Lippen der vergebliche Versuch, nicht zu grinsen. War das Galgenhumor oder jugendliche Hybris? Zwischen uns die Breth, die an ihrer Zigarette zog, als sei sie ein fest verwachsener Teil ihres Körpers.

Was dann folgte, im Proberaum der Achilles-Straße, war ein Wirklichkeit gewordener Jungschauspielertraum. Ganze drei Stunden arbeitete sie mit uns; tief entspannt vergaßen wir Zeit und Raum und wer uns da eigentlich gegenüber saß. Wir sahen uns schon angekommen im Olymp der

großen Mimen, sahen uns den Staffelnstab übernehmen von Bruno Ganz, Otto Sander und Co.

Als sie uns danach sogar noch mitnahm ins *Ciao*, Rotwein kredenzte, uns nicht mal davonjagte, als ihre Eltern nach der Theatervorstellung zu uns stießen, sichtbar erfüllt vom Erlebten, mit unverkennbarem Stolz auf die Tochter, da war unser Glück perfekt, und alle Zweifel waren wie weggewischt. Es war sonnenklar: Die Breth hatte einen Narren an uns gefressen. Wie sonst ließ sich erklären, dass sie uns so viel ihrer kostbaren Zeit widmete, zum gemeinsamen Weingenuss einlud und zu allem Überfluss Einlass in den engsten Zirkel der Familie gewährte? Die zwei Alten strahlten uns an, und die Breth war von einer Leichtigkeit, die jedes Reden über sie Lügen strafte. Das lag an uns, da gab es keinen Zweifel, wir waren *adoptiert*, der Vertrag über zwei Jahre Festengagement längst aufgesetzt, zur Unterschrift bereit. Hüseyin und ich im siebten Himmel. Aus uns strahlte eine Sonne, die nicht nur das *Ciao*, sondern den gesamten herbstlichen Kudamm erhellte, ja sogar das ganze zusammenwachsende Berlin aufleuchten ließ.

«Ich habe eine Hausaufgabe für euch!»

«Hausaufgabe?»

«Clavigo!»

«Clavigo?»

Das Wort hing mächtig in der Luft.

«Macht mal den Carlos und Clavigo», sagte sie. «Und dann kommt ihr wieder.»

Der Vertrag war noch nicht aufgesetzt. Die Prüfung sollte weitergehen.

«Kennt ihr die Inszenierung vom Kortner? Mit Holtzmann und Boysen?»

Kortner, schoss es mir durch den Kopf, das muss ein paar Jahre her sein, aber klar, Fritz Kortner, eine Legende, ist auch uns ein Begriff. Nur, wie meinte sie das – ob wir die Inszenierung *kennen*? Wie sollte das gehen? Waren wir da überhaupt schon auf der Welt?

Die Breth half uns auf die Sprünge, als könne sie Gedanken lesen:

«1969.»

Aha. In meinem Geburtsjahr also. Wahrscheinlich war meine Mutter direkt nach der Entbindung mit mir zur Premiere gedüst.

«Ja ... also», sagte ich, «leider haben wir es damals nicht gesehen. Aber *viel* von gehört!»

«Muss *toll* gewesen sein!», pflichtete Hüseyin mir bei.

Und wieder dieser alles durchbohrende Blick. Ein flackerndes Grinsen in ihren Augen. Man konnte ihr nichts vormachen, sie entlarvte jeden falschen Ton und wusste, wir hatten nicht den blassesten Schimmer.

«Guckt euch das mal an», sagte sie, «und dann kommt ihr wieder. Macht mal die allererste Szene, den Beginn.» Sie deutete auf mich: «Du bist Clavigo.» Dann auf Hüseyin: «Und du machst den Carlos.»

Mir war nicht klar, ob ich darüber glücklich sein sollte, ich kannte ja nicht mal das Stück; aber eigentlich klang Clavigo super, war schließlich die Hauptfigur.

«Alles klar.»

«Spitze. Machen wir.»

Ein wohlwollender Blick der Meisterin; und in ihm die stumme Aufforderung, langsam abzudampfen.

Ein Glück, dass wir es schnallten. Ein letzter Blick in die Runde, dann verabschiedeten wir uns.

Auf dem nächtlichen, novemberkalten Kudamm stellte sich uns die Frage, wie um alles in der Welt wir an eine Aufzeichnung dieser uralten *Clavigo*-Inszenierung kommen sollten. Es ratterte in unseren Hirnen, dann hatte Hüseyin die entscheidende Idee: Seine ehemalige Freundin war als Studentin der Otto Falckenberg Schule auch an den Münchner Kammerspielen gewesen, wo Thomas Holtzmann und Rolf Boysen im Ensemble waren. Vielleicht konnte sie ja eine Videokassette auftreiben.

Zurück in Stuttgart, wurden wir empfangen wie heimkehrende Olympiasieger, wie Rückkehrer aus der siegreichen Schlacht. Es hatte schnell die Runde gemacht, was wir in Berlin erlebt hatten, und die meisten Mitstudenten sahen uns bereits an der Schaubühne. Unsere Lehrer waren naturgemäß skeptischer und weniger euphorisch. Der Direktor lächelte und tat alles, um uns auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Aber Henry, unser Rollenlehrer, sah seine Mission darin, mit uns an den von der Breth erteilten Hausaufgaben zu arbeiten, uns durch seine Erfahrung, sein fachliches Urteil, Zugang zu den höchsten Bühnenkreisen zu ermöglichen. Er wollte teilhaben an Ruhm und Ehre und war geradezu übermotiviert.

Die Aufgaben der folgenden Wochen waren klar umrissen: Mit Henry wurde an einer Szene aus Botho Strauß' *Trilogie des Wiedersehens* gearbeitet; als Monolog schon länger in Hüseyins Repertoire, sollte sie in einen Dialog verwandelt werden. Und was die Szene aus *Clavigo* betraf, so waren Hüseyin und ich uns völlig einig, dass es, da Fritz Kortner nicht mehr unter den Lebenden weilte, nur zwei Menschen auf der Welt gab, die in der Lage wären, sie mit uns einzu-

studieren oder zumindest einen Blick auf das Einstudierte zu werfen, ein Urteil zu sprechen und uns dadurch auf die geforderten Höhen zu hieven. Es war geradezu zwingend. Es gab nur diese eine Möglichkeit.

Nachdem Hüseyins Verflozene tatsächlich eine Videoaufzeichnung des legendären *Clavigo* hatte auftreiben können – wie schwierig das war, kann man sich in Zeiten des Internets kaum mehr vorstellen – und wir das Band immer und immer wieder durchsahen, um hinter das Spielgeheimnis von Holtzmann und Boysen zu kommen, bereiteten Hüseyin und ich die nächste Reise vor.

Nach München.

Zu den berühmten Kammerspielen.

Zu Thomas Holtzmann und Rolf Boysen.

Sie mussten wir treffen.

Einer von ihnen, so der Plan, würde sich erweichen lassen und mit uns an dem klassischen Goethe-Drama feilen, so wie Fritz Kortner es mit ihnen gemacht hatte. Dann hätten wir den Jackpot. Mit diesem Trumpf im Ärmel würden wir zurück nach Berlin und der Breth den Atem nehmen. Mit dem Segen von Holtzmann und Boysen ausgestattet, wären wir unbezwingbar und unwiderstehlich. Die Breth hätte keine andere Wahl, sie würde alle Tore weit öffnen und uns einlassen in den Theaterolymp.

Und damit in die Stadt, die die optimale Bühne bot für den Eintritt in ein Künstlerleben. Und die vier Jahre nach dem Fall der Mauer der spannendste Ort auf diesem Planeten war.